

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 273.

Mittwoch, 5. Oktober

1932.

Im Zick-Zack

durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELTITZ

Copyright by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Ferngespräche.

Frau von Erlau hatte für den fünfundzwanzigsten August nachmittags sechs Uhr ihre drei geschiedenen Gatten zum Tee in ihre Villa in Interlaken gebeten.

Es ist klar, daß eine derartige Einladung nicht zu den Alltäglichkeiten gehört. Aber die drei Herren kannten von ehemals die immer etwas unvermittelten Einfälle der reizenden Frau und waren nicht sonderlich darüber verwundert, auf dem in zierlichem Kleingotisch gedruckten Kartenblatt die handschriftliche Beifügung zu finden: „Wir sind unter uns Vieren.“

Der deutsche Generalkonsul in der Kantonstadt ließ sich auf seinem Bureau telephonisch mit der Schweizerischen Gesandtschaft in Paris, Avenue Hoche, verbinden und fragte dort an, ob der Herr Legationsrat Doktor Schmidt von Bürgli zugegen und zu sprechen sei. Er war es und rief auch gleich zurück:

„Guten Morgen, Döhler. Was willst du denn schon wieder? Ich habe dir doch gestern erklärt, daß in der Fahnungsjahre gegen den Bankeinbrecher unsererits nichts zu machen ist. Der Kerl ist Staatsangehöriger von Guatemala, also mag sich auch Guatemala um ihn kümmern.“

„Bürgli, es handelt sich gar nicht um den Strolch. Ich möchte eine private Frage an dich richten. Hast du die Teeeinladung von Grittie bekommen?“

Der Generalkonsul hörte zunächst einen leichten Lachlaut und dann wieder die Stimme aus der Avenue Hoche: „Jawohl, auch ohne weiteres verstanden. Grittie möchte uns mal wiedersehen. Ganz unsre alte liebe Grittie! Oder steckt sonst noch irgend etwas dahinter?“

„Das weiß ich nicht, aber wir werden es ja hören. Hast du schon zugelegt?“

„Noch nicht. Hältst du es für nötig?“

„Für dringend nötig. Ich werde mich auch mit Caplus in Verbindung setzen.“

„Wo steckt der Junge denn jetzt?“

„Wahrscheinlich in München, wenn er nicht zufällig in Ostindien ist. Also du kommst, nicht wahr? Ich möchte nicht gern allein mit Grittie sein.“

„Nimm mir das nicht übel, Döhler — sie ist doch die Mutter deiner Tochter.“

Die Stimme aus Paris klang beinahe belustigt-vorwurfsvoll. In Zürich ärgerte man sich darüber.

„Bürgli, zur Sache, wenn ich bitten darf“, mahnte der Generalkonsul. „Ich habe hier mehr zu tun, als du in deinem Asyl für vergnügte Eidgenossen. Wann kann ich dich in Interlaken erwarten? Wir müssen uns vor dem Tee noch sprechen.“

„Ich sehe zwar den Grund dieses Vorpruchs nicht ein, freue mich aber auf einen Händedruck mit dir. Paß auf — ich kenne die Zugverbindungen. Ich treffe am Fünfundzwanzigsten, das ist am nächsten Dienstag, um

ein Uhr dreißig bei euch ein — und zwar fahre ich über Dijon, wo ich noch eine dringliche Angelegenheit zu erledigen habe. Aber die geht dich nichts an.“

„Ist mir auch gleichgültig. Übrigens weiß ich, warum du so gern in Dijon Aufenthalt nimmst, nur spreche ich nicht darüber. Wo steigst du in Interlaken ab? Wieder „Viktoria“ — schön, da wollen wir am Dienstag um zwei gemeinsam frühstücken. Abgemacht! Wiedersehen!“

Der Generalkonsul legte den Hörer in die Haken. Er war allein in seinem Arbeitszimmer, setzte sich an den Schreibtisch, ohne vorerst die brieflichen Einläufe des Tages zu beachten, stützte etwas versunken den Kopf in die Hand und versuchte, eine rasch aufsteigende innere Unruhe abzulenken. Aber die Frage: Was beabsichtigt Grittie mit ihrer närrischen Einladung?, ließ sich doch nicht so ohne weiteres in ein Hirnwinkeln schieben. Dabei flog der Blick des Mannes gedankensfolgend auf einen Seitentisch, es war ein flüchtiges Plakatsuchen zwischen gerahmten Photographien und Widmungen von Staatshäuptern und Ministern, wohlfeilen Andenken lebenswürdiger Gönner, aufgestellt wie in einer zum Kreise geschwenkten Paradebrille. Luz Döhler war einmal in vergangenen Tagen aktiv gewesen, und aus der körperlichen Mathematik jener Zeit war ihm noch ein gewisses ängstliches Ordnungsgefühl verblieben, das durch die Lust seiner Arbeitsstätte strich. Ordnungsgemäß stand auch in der Kreismitte auf dem Wandtisch ein bildliches Dreiblatt, um das die Herren Staatshäupter und hohe Diplomaten sich in respektvoller Entfernung rahmten: ein weibliches Dreiblatt, photographisches Kabinettsformat in einfacher silberner Fassung. Das Bild links stellte Frau Luigarde dar, die verstorbene zweite Gattin Döhlers, und das Porträt rechts Frau Grittie, die glücklich lebende Geschiedene, so wie sie vor etwa zwei Jahrzehnten ausgesehen und mit ihren Wunderaugen um sich geblickt hatte — und zwischen den beiden Frauen lagte ein liebes, helles Badischgeflüster.

Döhlers Schultern zuckten nervös. Ah bah, dachte er was wird sie wollen? — eine ihrer Launen, dies verrückte Konvividium — aber natürlich, Caplus darf dabei nicht fehlen, der bringt wenigstens Leben in die Bude. Er drückte auf einen Klingelknopf.

„Suchen Sie den Münchner Telephonanschluß des Grafen Caplus heraus, Fräulein Möller“, sagte er zu der eintretenden Stenotypistin, „und verbinden Sie mich mit ihm.“

Auf München mußte man länger warten als auf Paris. Döhler blätterte inzwischen seine Briefschaften durch, versah sie mit Anstrichen und Notizen, durchflog einige Aktenstücke, warf einen Umblick über die Politik der Morgenpresse und erhob sich, als Fräulein Möller meldete, sie sei wohl falsch verbunden worden, in München sei eine Frau Berstelmeier am Apparat.

„Stimmt schon“, erwiderte Döhler und trat an das Telephon. „Hallo, hier Zürich, deutsches Konsulat. Ich möchte den Grafen Caspus sprechen.“

Eine Art Wimmern tönte zurück, aber Döhler kannte Ton und Musik der dicken Haushälterin, ihr asthmatisches Organ und die dialektischen Feinheiten von Schwabing.

„Ist die Möglichkeit“, rief er, „noch im Bett? Jetzt, um halb zwölf europäischer Zeit? Frau Berstelmeier, wecken Sie den Herrn Grafen, er möchte sofort an das Telephon kommen — Sache von Wichtigkeit.“

Es währte nur noch ein kurzes Weilchen, dann folgte dem kurzatmigen Gewimmer eine etwas verschlafene, krächzende, doch gut verständliche Stimme: „Guten Morgen, lieber Lutz — du mußt schon entschuldigen, ich bin etwas verspätet nach Hause gekommen, die Augustgruppe feierte gestern ihr Stiftungsfest... kannst du mich hören? Na, schön — also denke dir, ich habe einen höllischen Dufel gehabt, die Stadt hat ein großes Bild von mir angekauft, einen Riesenschinken, den ich überhaupt nicht loszuschlagen glaubte — nebenbei bin ich auch bayerischer Rat geworden — das ist hier so Sitte bei berühmten Leuten —, aber ich überhebe mich deshalb nicht, ich möchte dich sogar bitten, mit dem neuen Titel mir gegenüber etwas sparsam umzugehen... hörst du mir überhaupt noch zu, Lutz? Es ist so still in Zürich.“

Aber in Zürich vernahm man jedes Wort. Der Generalkonsul nickte unwillkürlich, als habe er den Münchener Malersmann in seinem langen Nachthemd und dem roten Bademantel darüber leibhaftig vor sich, und sprach zurück: „Bei uns geht es immer stiller zu als bei euch, Sirtus, bei uns herrscht mehr Stil und Würde, bei euch mehr Kadau. Ich gratuliere dir aufrichtig zu deinen Erfolgen, zum Rat ein wenig ironisch, zu dem Bilderverkauf ohne seelische Nebengeräusche. Da hast du vermutlich Mammon in Fülle?“

„Ich danke, es geht. Du, Lutz, ich habe mich doch im Frühling ein paar Wochen im Berner Oberland herumgetrieben. Da möchte ich wieder einhaken und eine Anzahl Studien fertigpinseln. Bist du am Fünfundzwanzigsten auch bei Grittie?“

„Selbstverständlich! Deshalb läutete ich bei deiner Berstelmeier an. Ich frühstücke mit Bürgli am Dienstag um zwei im Hotel Vittoria — richte dich ein, daß du dabei sein kannst. Wir müssen vor diesem merkwürdigen Tee ein kleines Palaver abhalten. Man weiß ja gar nicht, was eigentlich los ist.“

„Was soll denn los sein? Ich besuche Grittie fast immer, wenn ich mal in der Schweiz bin. Du nicht? Du hast es doch näher zu ihr.“

„Gewiß, aber sie flüht ja viel in der Welt umher und ist nur zufällig zu fassen, wenn sie sich mal in Interlaken ausruhen oder die Jutta sehen will. Zu ihrem Vater scheint sie nur noch selten zu kommen — die beiden haben sich übrigens nie so recht vertragen. Hat dich die Tee-Einladung nicht auch überrascht?“

„Ne. Ich finde den Gedanken sogar ganz reizend, daß sie wieder mal die Liebe der Vergangenheit um sich sammeln möchte...“ Er sprach noch weiter, aber Fräulein Möller trat störend dazwischen.

„Hör, Sirt“, unterbrach Döhler die Redeflut aus München. „Ich muß Schluss machen. Berlin will mich sprechen. Also am Dienstag...“

In der Berliner Wilhelmstraße hatte man ein Anliegen an ihn. Aber es war ein Irrtum des Fragenden, die Sache betraf Genf und den dortigen Vertreter. Döhler wollte an seine Arbeit zurück, mußte an dem Bildertisch vorüber und blieb da einen Augenblick stehen. Im Spiegel über dem Tisch hing das Sonnenlicht des heißen Tages einen Goldschleier und bligte über das Silber der Bilderrahmen. Döhler sah auch auf seinem Gesicht einen rötlichen Widerschein der mittäglichen Glühwelle und im Silbergrau seiner Schläfenhaare zitternde Reflexe. Das Gesicht war noch wohlgeformt, in der Stirn von Bedeutung, der Mund zu weich, wie der eines Lyrikers, der gern in Rhythmen denkt. Alles in allem das Gesicht eines vornehm-gepflegten Mannes. Und was die silberne Schläfe betrifft — wenn man sich

den Fünzig nähert, hat man schon ein Anrecht auf sachttes Grauerwerden.

Döhler belächelte sich selbst. Eitelkeit war sonst nicht seine Sache, aber in diesem Augenblick schoß ihm durch den Kopf, daß er Grittie über ein Jahr lang nicht gesehen hatte — o nein, es mußte noch länger her sein —, und die alberne Frage knüpfte sich an, ob er am Fünfundzwanzigsten doch noch einen gewissen Eindruck auf sie machen könne. Einen gewissen Eindruck und — da lächelte er wieder und griff nach ihrem Bilde. Eine junge Schönheit nach der Mode von 1910 — inzwischen hatte die Mode sich nach der revolutionären Seite entwickelt und begünstigte auch die Nachhilfe vortäuschender Anmut im Höhersteigen der Jahre. Das alles kannte Grittie. Aber immer war sie reizvoller gewesen als Luitgarde — die arme kleine Lulu, deren süßes, schmächtiges Körperchen man schon ein knappes Jahr nach der Hochzeit in Davos beigelegt hatte.

Jetzt griff Döhler auch nach ihrem Bilde. Er wollte nicht vergleichen und tat es doch, es geschah fast unbewußt. Lulu war die verkörperte Zartheit ihres Empfindens, Grittie von herausfordernder Schönheit. Aber natürlich, die Zeit konnte sie nicht festhalten, sie mußte den Bierzig nahe sein — damals, bei der letzten kurzen Begegnung, war ihm schon aufgefallen, daß sie zur Fülle neigte, und sie hatte es auch lachend zugestanden: sie richte sich darauf ein, daß in Bälde die Kurve wieder die Linie verdrängen würde. Nur die Augen — ja, die konnten der Zeit trotzen, die großen leuchtenden Augen in ihrem Altgold, mit ewig unruhigen Lichtern und der Umfränzung dunkler Wimpern. Auch Jutta hatte ihre Augen — und es war so, daß das den Vater ängstigte. Denn was in den Augen der reifen Frau heiß wirkte auf begehrende Männer, wollte er nicht sehen in den Augen seines Mädelchens.

Telepathie oder Zufall — gerade jetzt, da er an Jutta dachte, trat Fräulein Möller ein. „Herr Generalkonsul, Bern — Töchterinstitut.“

Er war schon am Telephon, rief an und hörte sofort die Stimme seiner Tochter.

„Grüß Gott, Papa! Eine herrliche Neuigkeit. Das ganze Pensionat siedelt in den nächsten Tagen auf vier Wochen ins Hochgebirge über, es steht noch nicht fest, ob nach Wengen, Adelboden, Mürren, Grindelwald — das ist auch Wurscht —, zwei Lehrerinnen kommen mit, damit wir nicht allzusehr verdämeln, aber die Hauptzeit soll dem Sport gewidmet sein. Ist das nicht prachtvoll?“

„Freu mich für dich, Liebling. Nun sag mal, im Oktober ist doch deine sogenannte Lehrzeit sowieso zu Ende. Hast du dir überlegt, was dann werden soll? Selbstverständlich, daß ich dich am liebsten zu mir nehmen würde. Ich habe auch schon mit Frau Bellof, du kennst sie ja, meiner Hausdame, den Fall besprochen — aber zunächst müssen wir deine Mutter hören.“

„Sie ist wieder in Interlaken, Papa, hat mir sehr lieb geschrieben, ich darf Anfang nächster Woche zu ihr und auch eine Freundin mitbringen. Aber was weiter, das weiß ich nicht. Die Mama ist ja immerwährend auf Reisen — vielleicht nimmt sie mich mal mit. Das würde mir schon passen.“

„Hätte auch nichts dagegen, Kind. Immerhin, ihr könnt nicht ewig herumreisen — ich meine, es muß doch einmal ein Endpunkt kommen. Und ganz möchte ich dich nicht aus der Hand lassen.“

„Nein, Vater“, rief Jutta herzlich und mit lauter Stimme, als bestürze sie schon der Gedanke, „ich bin ja so gern bei dir! Weißt du das nicht?“

„Gewiß, mein Liebling“, erwiderte Döhler so weich, als küsse er seine Worte, „ich bin am Dienstag in Interlaken und will dann alles mit der Mama besprechen.“

„Da bin ich auch schon drüben — da sehen wir uns also.“ „Ja, dann sehen wir uns“, wiederholte der Vater und dachte: Grittie kriegt es fertig und führt meine Jutta in die Teegesellschaft ihrer drei Versprochenen. Sie ist nicht müßig, wenn es sich um einen pikanten Augenblick handelt... Das zweite Telephon schrillte. „Genf, Herr Generalkonsul“, rief Fräulein Möller.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstbilder.

Von D. Feuchner.

Die Felder sind zum größten Teil leer geworden; nur Kartoffel- und Rübenschlüge, Serradella zum Füttern, Lupinen zur Gründüngung bannen die Ode, die herrschen würde, wenn auch sie schon eingeerntet, bezw. untergepflügt wären. Bis es hierzu kommt, werden noch Wochen vergehen. Beugnen läßt es sich aber nicht, daß der Sommer vorüber, und — daß es Herbst geworden ist. Auf diese Zeit haben der Jäger und sein Hund schon lange gewartet. Besonders der letztere, der ja nicht lesen, den Kalender nicht durchblättern kann, bewacht das Tun und Lassen seines Herrn mit Argusaugen. Endlich — endlich beginnt der Herr im Gewehrschrank herumzukramen, nimmt verschiedene Flinten in die Hand und schlägt sie probeweise an. Die Hundeseine wird gesucht, dann ein „Ding“ von einem Hasen genommen, bei dessen Anblick Treff, der erfahrene Brauntiger, eine kleine, schreckhafte Seitenschwenkung macht, mit dem kurzen Rudenschummel in aller Ergebenheit wedelt und mißtrauisch herüberkaut. „Könnte Treff sprechen, so würde er jetzt sagen: „Aber was soll denn das, mein lieber Herr? Ich bin doch immer artig und folgsam gewesen, auch ohne Hundepfeife! Bei mir brauchst du das Ding nicht... laß es hier!“ — Nun werden die Patronen geordnet und Nr. 7 gesondert gestellt. Dann dreht sich der Herr nach dem Hunde um und sagt: „Treff, morgen gehst du los!“

Der Morgen kommt! Für Hund und Jäger merkwürdig langsam. Herrchen ist bereits in die etwas abgetragene Jagdflucht getrocknet und befiehlt: „Gebt dem Hund noch mal tüchtig Futter, damit er durchhält.“ Ja, Kuchen! Treff frisst heute früh kein Krümchen. Er ist viel zu aufgeregt, zu passioniert, um vom Guten das Beste auch nur anzurühren, weil er schon ganz genau weiß, was in kurzer Zeit vor sich geht. Die „Augen“ sind nur auf seinen Herrn gerichtet, damit dieser ihm im letzten Augenblick nicht noch durch die Lappen geht. Doch die Besorgnis ist diesmal unbegründet; denn was sollte Herrchen ohne seinen treuen, feinnasigen, erfahrenen Jagdgehilfen in den großen Kartoffel- und Rübenschlügen anfangen?

Nun geht es hinaus in die herbstliche Flur. Am Sammelplatz haben sich schon einige Herrenjäger mit ihren Hunden eingefunden. Begrüßung. Verleumdung. Verhaltenes Knurren: „Wie geht's? Wie steht's? Lang' nicht gesehen!“ Aber bald haben sich die „Bierläufigen“ wieder erkannt und ihre Ebenbürtigkeit festgestellt. Es ist alles in Ordnung. Nun beginnt der große Zauber! Die Hunde laufen hinein in den großen Kartoffelschlag und beginnen die Suche. Bald zeigt ihr Benehmen, daß sie gefunden haben: das flüchtige Revieren wird jäh unterbrochen, der Kopf in die Richtung geworfen, aus der der Hundeseine eine merkwürdig süße Bitterung zuströmt. Der ganze Körper sinkt gleichsam in sich zusammen, schiebt sich langsam, ganz langsam, wie von einem geheimen Zauber angezogen, vorwärts, die Rute zuckt kaum merklich hin und her... noch ein kleines, schleichendes Ragenstüßchen, das aber nicht mehr ganz ausgeführt wird; der leicht gekrümmte Lauf bleibt in der Luft schweben, weil er mit dem ganzen Körper des Tieres — einschließlich der Rute — plötzlich zu Erz erstarrt ist... und der Vorsteherhund steht bombensfest vor. Innerlich erregt bis zum Plagen, äußerlich die starre Ruhe selber, die keinem Muskel auch nur ein Vibrieren gestattet: Ein Herbstbild von faszinierender Schönheit.

Die Jäger kommen nun heran, treten die Hühner, denn um solche handelt es sich, heraus, und die Knallerei und die Fallerei beginnt: Die Jagd auf Hühner ist aufgegangen... Jetzt heißt's: „Auf und dran, spannt den Hahn, lustig ist der Jägersmann!“ und die Hunde nicht minder! Alle kommen auf ihre Rechnung, und zwischen Hund und Herr gibt es vorläufig keine größeren Zerwürfisse; denn die festliegenden Hühner wurde nie herausgestoßen, die gefallenen immer mühelos gefunden. Mißklänge in die Harmonie des Tages bringt erst der friedliche Mümmelmann, natürlich ganz absichtslos: Wo die Hühner in Deckung liegen, dort hat auch mancher Hase sein verstecktes Lager, wo ihn das menschliche Auge nicht findet; aber die Hundeseine, die untrügliche, hat ihn bald gefunden und steht nun pflichtmäßig vor. Zungelampe — laut „hasenstandesamtlichen“ Aufzeichnungen ist er am 18. Februar gesetzt worden — hat n. h. keine Ahnung von der Schlechtigkeit der Welt, von den vielen Feinden, die ihn „fressen wollen“; denn bisher erlebte er — unberufen — noch nichts Ables und möchte an einen ewigen Frieden glauben. Er wird also vor dem Ungetüm, das ihn so blödsinnig — ohne eine Miene zu verziehen — anstarrt, nicht hoch, sondern drückt sich noch ein wenig tiefer in sein Lager. Aber diese versetzte Hundeseine, läßt sich nicht täuschen, und die dunklen, unheimlichen Augen glohen immer auf ein und dieselbe Stelle, wo ausgerechnet er, Mümmelino, seinen

Tageschlaf hält. Jetzt nähern sich schwere Schritte, und ein noch viel größerer Unhold trampelt in Lampes allernächster Nähe umher... Und wie ein geölter Blitz fährt der Hase heraus aus dem Lager und stellt seine Lauffunst unter Beweis. Unglücklicherweise flüchtet er, gefolgt von Treff, der ihn vorgestanden, mitten zwischen den anderen revierenden Hunden hindurch, und bald geht es „Jiff-Jaff! Jiff-Jaff!“ — dazwischen energische Rufe: „Psui Hase! Psui Hase! Treff! Treff! Hektor! Diana! Trillerpfeifen gellen auf, um dem hündischen Pflichtgefühl im Kampfe gegen die passionierte Hehlflucht beizustehen. Nun unser Treff hat dieses Pflichtbewußtsein in allen Knochen, schlägt deshalb einen Bogen und kommt zu seinem Herrn zurück. Der verlangt aber noch unbedingteren Gehorsam, völlige Hasenreinheit. Um diese seinem vierläufigen Gehilfen ins Gedächtnis zurückzurufen, faßt er ihn ein wenig, wie es etwa ein wohlmeinender Lehrer mit seinem Schüler macht, und sagt, halb strafend, halb belehrend: „Du...! Was war das? Psui Hase! Schäm dich; sonst...! Hier, sieh die Peitsche...! Ein leichter Schlag mit der Hand, und die Straflektion ist beendet. Treff niest vor Vergnügen, so leichten Kaufs davon gekommen zu sein, und „verspricht“ Besserung. Treff, Treffs alter Genosse, hat die Hehljagd etwas länger ausgedehnt, ehe er der Stimme seines Herrn gehorcht und zurückkehrt. Er erbielt eine kleine Abreibung, und der Friede ist auch hier wieder hergestellt.

Der Herbst ist herbstlicher geworden, der Oktober tritt die Herrschaft an! Wohl bringt er die Weinlese, aber sonst...?

Die Kartoffelschlüge sind zum größten Teil verschwunden, die Knollen eingeerntet oder das Kartoffelkraut doch so vertrocknet, daß es dem Flugwild nur noch wenig Deckung bietet. An seine Stelle sind die großen Rübenfelder getreten, deren grüne, wuchtige Blätter allem Niederwild geradezu ideale Deckungsmöglichkeiten bieten. An einem solchen Felde treffen wir unsere kleine Jagdgeellschaft wieder. „Meine Herren!“ sagt der Jagdgeber. „Wir wollen heute einige Hasanen schießen; aber, bitte, nur Hähne! Wer eine Henne herunterholt, muß 'n Taler für „Waldheil“ blechen. Also vorm Schießen erst richtig ansprechen! Einige Rüchenhasen nehmen wir mit. Weidmannsheil!“ Und hinein geht es in das „grüne Meer“. Bald stehen die ersten „Goldhälse“ auf — manchmal in ganzen Buletts — und werden von der hundertfingrigen Bleihand gepflückt und in das Rübenkraut geworfen. Ein schönes Herbstbild...

Der Freund.

Von Alexander von Sacher-Masoch.

Vor dem Polizeigericht in Chicago wurde gegen einen Inspektor der Kriminalabteilung wegen grober Pflichtverletzung ein Verfahren eingeleitet, dessen Ausgang märchenhaft klingt...

„Sie werden beauftragt, Inspektor Barkeley, den Piraten, Schmuggler, Mädchenhändler, Kassamünzer, Raubmörder und was Sie sonst noch wollen, Bob Timson heute nacht zu verhaften. Wir geben Ihnen acht Mann zur Bedeckung mit. Sie finden ihn laut unseren Informationen...“

Und hier beschrieb Thomas Barkeley strenger, grauhäutiger Vorgesetzter mit knappen Worten das Haus, in dessen Kellerräumen der Verbrecher mit Freunden ein Fest feierte in eben dieser Nacht.

Der hochgewachsene, noch sehr junge Inspektor fuhr sich mit der Hand, wie Erinnerung suchend, über die Augen.

„Bob Timson?“ sagte er, „dieser Name...“

„Ist Ihnen bekannt, natürlich, aus unserem letzten Wochenbericht.“

Thomas Barkeley schüttelte den Kopf.

„Ich bin seit gestern aus dem Urlaub zurück, Colonel, ich habe den Bericht noch nicht gelesen. Nein, ich kenne den Namen von anderswo her. Ich kann mich nicht entsinnen, wo und wann er mir begegnet ist, aber es muß eine starke Begegnung gewesen sein, Herr.“

Noch immer nachdenklich, verließ er den Raum.

Gegen Mitternacht war das Haus umstellt. Sämtliche Telephonleitungen waren durchschnitten, alle geheimen Zugänge waren besetzt, großes Schweigen lag über der kleinen, unbelebten Straße. Inspektor Barkeley näherte sich dem Haus. Er war in einer nervösen, eigenartigen Stimmung. Er dachte darüber nach, ob er Angst empfand. Er hatte Verhaftungen gefährlicherer Natur vorgenommen, als diese bis ins kleinste vorbereitete Sache. Die Kugeln waren um seine Ohren gepfeifen, aber er schrak nie vor ihnen zurück. Und heute? Was es war, wußte er nicht, aber er fühlte eine gewisse Bekommenheit im Herzen. Durch den Laden eines Grüntramhändlers drangen sie in den inneren Hof ein und stiegen dann in die Kellergewölbe hinab. Geräuschlos öff-

neten sie Türen und Schlösser, überwältigten ohne den geringsten Widerstand Bob Timsons einzigen Wächterposten und standen wenige Sekunden später vor der bezeichneten Tür. Verworrener Lärm, Gläsergeklirr und Lachen drang bis zu ihnen. Inspektor Bartelen gab das Zeichen. Die Tür wurde mit einem Ruck gesprengt und fünf Pistolenläufe richteten sich auf die Gesellschaft, die um den Tisch versammelt war. Es waren erprobte Burschen mit finsternen Gesichtern und furchtlosen Augen, die Kerle Bob Timsons, aber die Überraschung war so vollkommen, daß sie schon mit erhobenen Händen an die Wand gedrängt waren, ehe sie an Widerstand denken konnten. Dennoch geschah der Überfall um eine Sekunde zu spät. Denn am Ende des langen Tisches saß ein schwarzhaariger, junger Mann, mit bleichem, entschlossenem Gesicht, dem es gelang, mit einem Sprung in den Hintergrund des Kellers zu entweichen. Hier war eine Wildnis alten Geräusches; Tonnen, Kisten und Warenballen waren hier aufgestapelt und boten ausgezeichnete Deckung.

„Plomm... plomm!“ Die ersten Schüsse knallten. Einer von Bartelens Leuten sagte sich mit einer träumerischen Bewegung an den Kopf und kippte um, ohne einen Ton zu sagen. Inspektor Bartelen hatte sich aus der Schützrichtung geschlungen und schlich die Wand entlang, schlüpfte unter einen Türbogen, sprang über ein großes Paket gebündelter Felle hinweg, schoß noch im Sprung und verschwand vor den Augen der anderen. Nach dem Lärm der Schüsse fiel plötzlich große Stille über den Raum. Vier Pistolen hielten die Festteilnehmer in Schach, was hinter den Kisten und Ballen vorging, konnte man nicht sehen. Bartelens Sprung war glücklich. Er prallte gegen Timson und riß ihn zu Boden. Im Sturz entfiel dem anderen die Waffe. Bartelen riß ihn hoch, stieß ihm den Pistolenlauf in die Rippen und sah ihm ins Gesicht. Die Augen des anderen blickten ihn finster und entschlossen an. Doch langsam erhellten sich seine Züge und zeigten großes Erstaunen. Auch Bartelen sah in diese Augen, in dieses bleiche, von Leidenschaften zerwühlte Gesicht, das von wirren, schwarzen Loden umrahmt war und tat etwas Seltsames. Er steckte nämlich die Waffe ein und setzte sich auf eine Kiste. So saßen sie sich an, die zwei, stundenlang.

„Bobby,“ flüsterte Bartelen.

„Tom,“ erwiderte der andere.

Und Inspektor Bartelen dachte an ein kleines Haus in einem Vorort Friscos, an ein Haus, das an andere ähnliche kleine Häuser stieß und hinter den Gärten lagen, spärlich mit Blumen und Sträuchern bepflanzt. Er war noch klein und sie spielten Räuber und Polizei. Bobby war Räuberhauptmann und er selbst der stramme Polizeiergeant, der den anderen fing und nach aufregendem Kampf verhaftete. Große Freundschaft wohnte in den Herzen der Knaben und sie schwuren einander, sich nie im Leben zu verlassen. Dann aber gingen ihre Wege auseinander. Tom kam weit fort auf die Polizeischule, Bobbys Eltern waren fortgezogen. Sie schrieben einander ein Jahr lang, dann nicht mehr. Dies alles dachte Inspektor Bartelen in diesem Augenblick. Der andere beobachtete ihn gespannt. Dann ließ er den Kopf in die Hände sinken, dieser Bob Timson, der Jahre lang ein Schrecken der Menschheit und ein verdammt harter Bursche gewesen war. In diesem Augenblick zog Thomas Bartelen die Pistole und gab hintereinander drei schnelle Schüsse ab. Das elektrische Licht ging aus. Große Verwirrung entstand. Aus einer Ecke des Raumes erscholl Inspektors Bartelens Signalfiff, der die Beamten aufforderte, ihre Plätze augenblicklich zu verlassen und zu ihm zu eilen. Türen gingen, einer der Beamten rief fluchend nach Licht, endlich flammte eine Taschenlampe auf. Dicht um Bartelen standen die vier Beamten. Dann lag noch in einiger Entfernung der Tote da. Sonst war niemand im Raum.

„Es ist nicht so, wie Sie vermuten, Colonel. Wir wurden nicht überwältigt. Es ist vielmehr so, daß ich mich eines schweren Pfllichtvergehens schuldig gemacht habe. Bob Timson ist durch meine Hilfe entflohen. Gestatten Sie, daß ich hier gegen mich selbst Anzeige erstatte.“

Der alte, grauhaarige Mann starrte Inspektor Bartelen erschrocken ins Gesicht.

„Sehen Sie sich,“ sagte er hastig, „und erklären Sie mir, wie Sie dazu kamen.“

Und Thomas erzählte die Geschichte vom kleinen Tom und vom kleinen Bob.

„Ich muß Sie leider dem Polizeigericht übergeben,“ sagte der alte Mann hinter dem Schreibtisch traurig.

So kam der Fall Bartelen in die Öffentlichkeit. Das Gericht schwankte, aber es kam zu keinem Urteilspruch. Denn an dem Tag, an dem das Urteil verlesen werden sollte, ließ sich ein schwarzhaariger, bleicher junger Mann dem Colonel melden.

„Ich heiße Bob Timson,“ sagte er.

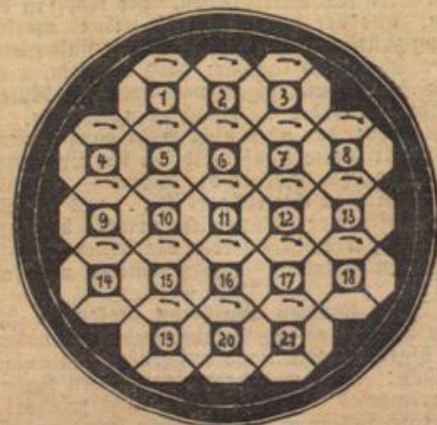
Und als der alte Mann erschrocken hochfuhr, um nach der Bewachungsmannschaft zu klingeln, sagte er noch:

„Grüßen Sie Inspektor Bartelen von mir und gratulieren Sie ihm zu meiner Verhaftung.“

Welt u. Wissen

Wer wohnt auf Venus und Mars? Die immer wieder erörterte Frage nach der Bewohnbarkeit der anderen Planeten unseres Sonnensystems ist in ein neues Stadium getreten durch die Entdeckung eines amerikanischen Astronomen, der, wie bereits berichtet wurde, feststellte, daß sich aus dem Spektrum der Venus das Vorhandensein von Kohlenäure auf diesem Planeten ergibt. Da Kohlenäure für das Leben auf unserer Erde von größter Bedeutung ist, so gibt die Feststellung dieses Stoffes auf der Venus immerhin die Möglichkeit, daß dort Leben vorhanden sei. Der hervorragende englische Astronom Dr. A. C. Crommelin, der sich zu dieser Frage äußert, meint allerdings, daß es sehr schwierig sei, genaue Angaben über die Oberfläche der Venus zu machen, denn sie ist immer von Wolken umgeben. Jedenfalls ist die Venus der einzige Planet neben dem Mars, auf dem Lebewesen vorhanden sein könnten. Die „Mars-Menschen“ haben ja die Phantasie sehr viel mehr beschäftigt als die Venus-Menschen. Der Mars hat eine Atmosphäre, er hat Wolken, Schnee und auch Wasserdampf, wenn freilich nicht viel im Vergleich zu der Erde. Seine Temperatur müßte am Äquator auch für einen Menschen der Erde ganz erträglich sein. Aber auch hier übersehen wir durchaus nicht alle Bedingungen, die nach unserer Anschauung zum Leben notwendig sind, und wenn es wirklich Wesen auf dem Mars oder auf der Venus geben sollte, so müßte sich der Lebensprozeß wohl in ganz andern Formen vollziehen, als wir sie uns vorstellen können. Die Frage, ob Leben auf dem Mond möglich sei, ist seinerzeit von dem amerikanischen Astronomen Professor Bidering bejaht worden. Crommelin glaubt aber nicht an eine solche Möglichkeit. Der Mond hat keine Atmosphäre, oder jedenfalls eine so dünne, daß sie für uns praktisch nicht existiert. Die Temperatur auf der Oberfläche des Mondes wechselt innerhalb von 24 Stunden zwischen außerordentlicher Hitze und eisiger Kälte. Wenn hier sich Leben entwickeln sollte, so müßte es jedenfalls vollkommen verschieden sein von dem, was wir darunter verstehen.

Wabenrätzel.



Die Wörter beginnen beim Pfeil und gehen in Uhrzeigerichtung rings um das schwarze Nummernfeld.

1. Himmelsrichtung. 2. Stadt in Norwegen. 3. Papiermaß. 4. Körperteil. 5. Stadt Lettlands. 6. Mädchennamen. 7. Nadelbaum. 8. Zahlwort. 9. Tierwohnung. 10. Geschlecht. 11. Fluß in Rußland. 12. Nebenfluß der Saale. 13. Wälder. 14. Augenkrankheit. 15. Ruhelager. 16. Teil eines Beines. 17. Weiblicher Vornamen. 18. Geliebte des Leandros. 19. Schweizer Held. 20. Verhältnis. 21. Fluß in Italien.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nummer 20. Waagerecht: 1. Schweden. 8. Eid. 10. Stoff. 13. Elb. 14. Tor. 16. Kar. 17. Untat. 18. Ornament. 20. Not. 21. Wälder. 22. Otto. 24. Blatt. 26. Ehe. 27. Es. 28. Armenien. Senkrecht: 2. Chor. 3. Hof. 4. El. 5. Die. 6. G. 7. Astronom. 9. Ferment. 11. Ton. 12. Finne. 15. St. 18. Otter. 19. Not. 21. Base. 23. Ohm. 25. Lei.